

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Glaubens- und Frömmigkeitsgeschichte

*Geistliches Wunderhorn.* Große deutsche Kirchenlieder. Hrsg. H. Becker, A. Franz, J. Henkys, H. Kurzke, C. Reich, A. Stock. München: C. H. Beck 2001. 565 S., geb., € 40,13.

Die deutsche Sprache hat eine große Tradition von kirchlich genutzten, geistlichen Liedern. Sie werden immer noch viel gesungen, aber das sprachliche und geschichtliche Bewusstsein der Texte ist gering. Sie bilden einen Schatz der Glaubens- und Frömmigkeitsgeschichte. Achim von Arnim und Clemens Brentano edierten 1806/08 eine Sammlung deutscher Volkslieder unter dem Titel *Des Knaben Wunderhorn*. Sie wollten nicht nur sprachliches Kulturgut sichern, sondern auch einer breiten Leserschaft bekannt machen. Brentano plante ein *Geistliches Wunderhorn*. Fast zweihundert Jahre später haben namhafte Liturgie-, Literatur- und Musikwissenschaftler fünfzig herausragende Kirchenlieder von dem im 11. Jahrhundert entstandenen „Christ ist erstanden“ bis zu Liedern des späten zwanzigsten Jahrhunderts text- und musikkritisch ediert. Die Autoren zeigen nicht nur eine emotional-rationale Glaubensgeschichte. Sie wollen auch „die Verwahrlosung des christlichen Bewusstseins bekämpfen und den Stolz auf die eigene Tradition stärken“. Ausdrucksmöglichkeiten und Sprechhaltung haben sich im Verlauf eines Jahrtausends verändert. Das Kirchenlied war im späten Mittelalter die einzige Sprechmöglichkeit des Volkes neben der lateinischen Liturgie der Kleriker. Seit der Reformation kamen andere Notwendigkeiten und Bedürfnisse hinzu. Konfessionelle, missionarische Interessen, persönlich mystische Impulse inspirierten das Kirchenlied.

Noch nie hat es eine so sorgfältig ausgewählte und präsentierte, wissenschaftlich kundige Sammlung deutscher Kirchenlieder gegeben. Die Einleitung verweist auf hebräische Wurzeln, auf das bis heute unübersetzte „Halleluja“ (lobt Gott) und das griechische „Kyrie eleison“ (von großer Bedeutung seit

den mittelalterlichen Leisen), auch auf die Bedeutung der lateinischen Hymnen („Aeterne rerum conditor“, „O esca viatorum“). Die Textfolge mit Melodieangabe ist historisch angeordnet. Die Lieder sind geschichtlich, sprachlich, theologisch, pastoral und musikalisch kommentiert. Die Kommentierung nennt Druckvorlage und Druckgeschichte, soweit eruierbar, die Entstehungs-, oft die Überlieferungsgeschichte mit ihren Abwandlungen, Auslassungen und Auseinandersetzungen, sogar die Unterschiede katholischer und evangelischer Rezeption. Sorgfältige Interpretationen zeigen den Sprachstand, Aufbau, die Aussage und Glaubenshaltung. Die meisten Autoren sind mit einem Text vertreten; vier Lieder sind von Luther aufgenommen, je vier von Friedrich Spee und von Paul Gerhardt, gemäß ihrem sprachlichen Rang. Von der im „Gotteslob“ (1975) mit mehr als zwanzig Liedern vertretenen Marie L. Thurmair fand (wegen mangelnder Innovation) kein einziges Lied Aufnahme, dagegen Dietrich Bonhoeffer, Lothar Zenetti, Huub Osterhuis.

Viele Fragen, die ein heutiger Mitsinger gegenüber einem alten Liedtext hat, lassen sich aus den vorzüglichen Interpretationen beantworten. Wer ist das „Schiff“ in Taulers Adventslied? Warum durfte eines der schönsten Naturlieder aus christlichem Geist, „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ (Paul Gerhardt), in das katholische Gesangbuch nicht aufgenommen werden? Warum wurden erotisch-mystische Strophen aus viel gesungenen Liedern („Ich will dich lieben, meine Stärke“) ausgeschieden? Warum wird nie über die Geschichte, den Sprachstand, die Glaubenshaltung, die Ferne oder Nähe eines Liedes heute gepredigt? Man kann dieses *Geistliche Wunderhorn* aus mehrfachem Interesse mit großem Gewinn lesen, text-, musik-, formgeschichtlich, aber auch frömmigkeitsgeschichtlich, nicht zuletzt als persönliches Betrachtungsbuch. Die herausragende Liedsammlung sollte in keiner spirituellen Bibliothek fehlen.

Paul Konrad Kurz

*Brodkorb, Clemens:* Bruder und Gefährte in der Bedrängnis – Hugo Aufderbeck als Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg. Zur pastoralen Grundlegung einer „Kirche in der SBZ/DDR“ (Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz, 18). Paderborn: Bonifatius 2002. 466 S., zahlreiche Fotos, geb., € 34,90

Wie kein zweiter hat der 1981 in Erfurt verstorbene Bischof Hugo Aufderbeck Gemeindeleben und Pastoral der katholischen Diasporakirche in der ehemaligen DDR geprägt. Mit Heiliger Schrift, Liturgie und Christologie ist der theologische Rahmen benannt, in dem der gebürtige Sauerländer und Paderborner Priester zunächst im Ruhrgebiet, dann in Halle und Magdeburg, schließlich in Erfurt die Gegenwart als „Stunde der Kirche“ in kaum glaublichem Optimismus angesichts der Verhältnisse vorlebte, in Schrift und Wort erklärte, mit praktischen Handreichungen organisierte. „Kirche in der Diaspora – Ghetto oder Mission?“ heißt ein bezeichnender Titel seines schriftlichen Vermächnisses. Für Aufderbeck war das eine rhetorische Frage. Katholiken leben als Glieder der Weltkirche nie im Ghetto. Dabei machte Aufderbeck nicht die kleinste politische Konzession an die Idee einer „Kirche im Sozialismus“, wie sie betont von Teilen der Evangelischen Kirche in der DDR angezielt wurde. Ausstehende Untersuchungen über die kritische Haltung des Berliner Kardinals Alfred Bengsch und von Aufderbecks Heimatbischof Lorenz Kardinal Jaeger in Paderborn, einem gebürtigen Hallenser, zur vatikanischen Ostpolitik werden später die Hintergründe personell verdeutlichen.

Die von Brodkorb vorgelegte theologische Dissertation an der Universität Würzburg beschränkt sich mit guten Gründen auf die Jahre, in denen Aufderbeck das Seelsorgeamt Magdeburg leitete. Denn unter den Herausforderungen dieser Aufgabe entwickelte er von 1948 bis 1962 in engem Austausch u. a. mit Lorenz Jaeger, Wilhelm Weskamm, Friedrich M. Rintelen, Johannes Pinsk, Martin Fritz und Heinz Schürmann die entscheidenden theologischen und geistlichen Grundlinien seines katechetischen und pastoralen Programms der „Gemeinde-

bildung vom Altar her“, das den Katholizismus in der ehemaligen DDR alles andere als verarmt und verängstigt in einer gesellschaftlichen Nische erscheinen läßt. Aus westdeutschem Blickwinkel überrascht vor allem, welch hohen Stellenwert die Pastoral der Kinder und Jugendlichen einnahm – bis hin zur Sorge um die Rekruten der NVA.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile, von denen der erste, biographische Teil „Zur Vorgeschichte“ (25–136) mit zwei Kapiteln Aufderbecks Herkunft und Ausbildung sowie erste Priesterjahre in Gelsenkirchen und Halle erhellt. Von Umfang und Inhalt her liegt der Schwerpunkt der Arbeit unübersehbar im systematischen, zweiten Teil der Arbeit mit dem Sachtitel „Begründung und Aufbau der mitteldeutschen Diasporaseelsorge“ (137–408). In einem einzigen Kapitel, dem dritten und abschließenden der Arbeit, entfaltet Brodkorb in neun umfangreichen Unterpunkten den originären Beitrag Aufderbecks aus erstaunlich reichhaltigem Archivmaterial und unter Absicherung noch lebender oder zwischenzeitlich verstorbener Zeitzeugen. Genannte Personen sind durchweg mit Kurzbiogrammen ausgewiesen. Sie rufen die Namen zahlreicher, um die mittel- und ostdeutsche Diaspora verdienter Priester und Laien in Erinnerung, die im Westen Deutschlands bisher nur einem kleinen Kreis Eingeweihter bekannt waren. Ein detailliertes Verzeichnis des Inhalts, der Quellen und Literatur sowie ein ausführliches Personen- und Ortsregister erschließen dem Leser die Fülle der Informationen. Alles in allem stellt die Arbeit einen wichtigen Beitrag zu einer noch ausstehenden gesamtdeutschen Pastoralgeschichte dar. „Es ist nur zu wünschen“, wie dem Geleitwort des Kölner Kardinals Joachim Meisner beizupflichten ist, „dass viele junge Menschen dieses Buch in die Hände bekommen und sich vom Inhalt bewegen lassen.“

*Hans Jürgen Brandt*

*Langenhorst, Georg:* Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozess. (Glaubenskommunikation: Reihe Zeitzeichen; Bd 7). Ostfildern: Schwabenverlag 2000. 400 S., brosch., € 25,00

„Tröstungshunger“ wird zunehmend diagnostiziert. Die Antwort, eben das Trösten als ein urchristlicher Aufgabenbereich, fällt zwischen alle gesellschaftlichen Zuständigkeiten, auch zwischen die Zuständigkeiten theologischer Teilwissenschaften. Deshalb hat in der überschaubaren zurückliegenden Zeit sich kaum jemand diesem Thema gewidmet. Dem schnell einsichtigen Mangel begegnet die vorliegende Tübinger Habilitationsschrift des jetzt in Nürnberg lehrenden Religionspädagogen. Er nimmt die Fragestellung auf, wie Trösten in christlichem Sinn möglich ist, wie man Trösten lernen und solche Prozesse lehrend initiieren und begleiten kann.

Dem Befund der sich entziehenden Zuständigkeiten entsprechend kann die Arbeit nur auf eine mutige Synthese hin angelegt sein. In großer ökumenischer Offenheit werden drei Zugänge zur Fragestellung entwickelt. Zunächst wird das christliche Trostverständnis in einem Doppelblick auf die zentrale, maßgebliche biblische Rede vom Trösten entwickelt und auf die vielgestaltige Traditionsgeschichte hin geprüft. Sodann wird die aktuelle Kritik an Begriff und Praxis des Trostes bzw. der Vertröstung im Medium der Religionskritik und der Literatur exemplarisch ausgeleuchtet. Schließlich werden in Aufnahme der Ergebnisse Perspektiven für ein angemessenes Trostverständnis entfaltet sowie eine Grundtypologie von Trösten und Trösten-Lernen als diakonischem Handeln entworfen. Als „Lernorte“ für das Trösten-Lernen und Trösten nimmt Vf. das persönliche Bezugsfeld des einzelnen Menschen, die christliche Gemeinde mit den unterschiedlichen Weisen der Seelsorge sowie den schulischen Religionsunterricht in den Blick. Trösten wird so zum Modellfall von diakonischem Lernen überhaupt.

Indem die Arbeit sich hinter die Barrieren von Negativerfahrungen und -urteilen vorarbeitet, hebt sie einen Schatz, der in den Kernbereich der christlichen Existenz gehört. Schon das macht die Arbeit hervorragend. Dem Vf. gelingt es, seine Thematik so zu organisieren, dass sie einsichtig wird und sich von einem fest umrissenen, reflektierten Ausgangspunkt aus entfaltet. Sowohl die klare, frische Sprache als auch die diskrete didaktische Anordnung mit ihren Spannungsbögen, Rück- und Vorausblicken ma-

chen die Arbeit spannend. Die Erkundungen im Bereich der biblischen, historischen, philosophischen und literarischen Zeugnisse erweisen die synthetische Kraft des Vf.s, der gerade in der Auslotung des Echos der vielen Stimmen deren Stimmrecht achtet und bis zu dem Punkt hin durchfragt, wo sie sich mit der biblischen Grundbotschaft zusammenhalten lassen. Auf diese Weise legt er frei, dass – entsprechend der grundlegenden diakonischen Bestimmung der Kirche (s. GS 1) – christliche Spiritualität nicht theoretisch ist oder innerlich bleibt, vielmehr zum diakonischen Handeln führt und die Menschen Hoffnung schöpfen lassen kann. Mag manches in den Einzeldiskursen von theologischen Teilwissenschaften auch differenzierter gesehen und noch genauer erfasst werden können: Hier liegt eine sensible und zugleich kraftvolle „tröstende“ Arbeit vor, der eine breite Rezeption zu wünschen ist.

Paul Deselaers

*Die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen.* Hrsg. u. erläutert von Josef Sudbrack SJ. Kevelaer: Butzon & Bercker 2000. 176 S., kart., € 8,90

In ideengeschichtlicher Betrachtung der Kirchengeschichte nach der Art von Joseph Lortz und Erwin Iserloh vollzog sich in der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen der Einbruch eines gefährlichen Individualismus. Weil darin die Auflösung und gar Zerstörung der Gemeinschaft gesehen wurde, zog dieses Buch im vergangenen Jahrhundert viel kritische Abwertung auf sich bis hin zum Rat, es zu vergessen und auszublenden aus der spirituellen Bildung. Dennoch führte es etwa Menschen wie Dag Hammarskjöld, Dietrich Bonhoeffer und Alfred Delp bis zum Ende ihres Lebens.

Diese Diskrepanz zwischen intuitiver Lektüre und wissenschaftlicher Einordnung bedarf der Aufhellung. Sie könnte da ansetzen, wo erkennbar wird, dass Thomas von Kempen in seiner Lebenszeit um die Korrelation von „Außen“ und „Innen“ des Menschen, von persönlichem Vollkommenheitsstreben und Gemeinschaftsleben bemüht ist. Gerade das Zulassen von Emotionen ermöglicht nicht nur die Erfindung des inneren Menschen, sondern auch den schrittweisen

Aufbau des Menschen von innen her. Er gipfelt in der völligen Selbsthingabe des Betenden in der Feier der Eucharistie, wo gerade die Blickwende von sich auf den lebendigen Gott und die Gemeinschaft sich vollzieht. Erst aus dem Ernstnehmen des für den christlichen Glauben konstitutiven Beziehungskontextes ergibt sich jene „personale Spiritualität“ (165), die dem Buch seine innige Leuchtkraft verleiht. So ist es Josef Sudbrack sehr zu danken, dass er die leicht gekürzten Vier Bücher der „Nachfolge Christi“ neu herausgegeben und mit pointierenden Erläuterungen versehen hat. Wie eigener geistlicher Fortschritt anderen dient, diese Frage legt das Hauptwerk der Reformbewegung „devotio moderna“ nachhaltig frei.

Paul Deselaers

*Allegri, Renzo: Johannes XXIII. „Papst kann jeder werden. Der beste Beweis bin ich“. Ein Lebensbild. München: Verlag Neue Stadt 2000. Originalausgabe Milano 1993. 218 S., geb., € 14,90.*

„Johannes XXIII. ist ein Begriff ... Erübrigt sich da nicht ein weiteres Buch über ihn?“ (5) Der Autor rechtfertigt sich durch seine Methode: Das Material der Biographie stammt vor allem aus Interviews mit Menschen, die Angelo Roncalli persönlich kannten, weniger aus Archiven oder Dokumenten. Das Buch ist voller Geschichten, wie sie Gefährten erzählen und mit wenigen Worten das Wesentliche treffen. Robert Schuman: „Der Nuntius ist in ganz Paris der einzige Mensch, der überall, wo er hinkommt, den Frieden mitbringt“ (101). Das ist der rote Faden des Buches: ein Mann der Herzensweite, Güte und spontaner Menschlichkeit, vor allem an herzlicher Kommunikation interessiert. Guido Gusso, der Kammerdiener Roncallis: „Er besaß die wunderbare Gabe, Vertrauen, Optimismus und Heiterkeit zu wecken, und dies allein schon durch sein bloße Anwesenheit“ (115).

Die Vielzahl der Blickwinkel lässt ein differenziertes Bild entstehen. Der friedliebende Bub; Einfluss und Fürbitte Zaverios, eines alten, unverheirateten Onkels; das Scheitern an der ersten Oberschule. Der Professor, dem es darauf ankam, das Interesse seiner Schüler zu wecken und sie, als Prüfer,

in ihren eigenen Worten sprechen hören wollte. Roncalli reagiert auf Modernismusverdächtigungen, gegenüber der Kirche berührend anhänglich und zugleich auf ernsthaftes Gespräch bedacht. Der Nuntius in Bulgarien und in der Türkei wendet sich Leidenden jenseits konfessioneller Grenzen zu und glaubt mehr an die Entwicklung der Völker als an die *massa damnata* Augustins. Der Papst schafft ein Klima, das auf den Nachgeborenen, an Verhärtung des Amtes gewöhnt, unglaublich wirkt. Am Abend der Eröffnung des Konzils an die wartende Menge: „Wir wollen einander gern haben. Schauen wir uns in dieser Haltung an, wenn wir einander begegnen, um zu entdecken, was uns eint, und außen vor zu lassen, was uns getrennt halten kann. Wenn ihr nach Hause kommt, küsst eure Kinder, und sagt ihnen, dass es eine Liebkosung des Papstes ist“ (159).

Das Buch ist so etwas wie eine Heiligenlegende für unsere Zeit. Allegri ist begeistert von Roncalli; zugleich schafft seine Methode genug Abstand, das Bild des Papstes vor zuviel Idealisierung zu schützen. Das Buch hält Abstand und führt doch zu verehrendem Staunen. Ein sinnvolles Vorhaben, denn auch der kritische Gläubige von heute braucht Vorbilder. Zugleich hält das Buch ein frohes Bild des kirchlichen Amtes in Erinnerung und damit eine sehr bedrohte Hoffnung lebendig. Eine Sammlung von Worten des Papstes und eine Chronologie schließen das Buch ab.

Thomas Philipp

*Dom, Ignaas: Felix Timmermans – ein Dichter aus Flandern. Hrsg. von der deutschen Felix-Timmermans-Gesellschaft. Kleve 2000. 296 S., zahlr. Fotos u. Zeichnungen, geb., € 24.–*

Wer so schreibt, wie Pieter Brueghel malt, wird so schnell nicht vergessen werden. Die große Welt im Brennglas eines kleinen, lebendig-bunten Ausschnitts zu verdichten, war nicht nur die Kunst des flandrischen Malers, sondern auch seines Landsmannes Felix Timmermans (1886–1947). Eine liebevolle Aufmerksamkeit für die menschliche, mitunter auch skurrile Besonderheit zeichnet seine Romane, Mysterienspiele und Ge-

dichte aus. Hinzu tritt eine niemals bloß idyllische Unbesorgtheit, die die Melancholie durchaus kennt, und eine tiefe, manchmal mystische, immer aber persönliche und individuelle Gläubigkeit, der das mit allen Sinnen zu erfassende Leben nicht fremd ist. Dies sind die Charakteristika, die Timmermans Werken über alle zeitgebundene Sprache hinaus Bestand verleihen.

Dem Weg des „suchenden, kleinen Schreiberlebens“ folgt die detaillierte Biographie von Ignaas Dom, die 1986 im flämi-schen Original erschien und deren erster Teil nun von der deutschen Felix-Timmermans-Gesellschaft aktualisiert herausgegeben wurde. Dass sich in Timmermans Werken zutiefst sein Leben erzählt, zeigen schon Konzeption und Aufbau der Biographie: In sechs chronologische Lebensphasen von den „stillen Vorbereitungen“ bis „dem Ziel entgegen“ gegliedert, geht die Biographie an den Werken entlang, macht den Leser mit schwer zugänglichen Veröffentlichungen bekannt und verankert sie in dem weltgeschichtlichen Kontext ebenso wie den individuellen Begegnungen und Beziehungen des Dichters. Das Charakteristikum wie das Verdienst der Studie Doms liegen darin, weniger eigenmächtig die Werke Timmermans auszudeuten als vielmehr eine Vielzahl von Stimmen – Zeitzeugen, Verwandte, Freunde und Interpreten – in Wort und Bild zusammenzutragen und zu Wort kommen zu lassen. In diesem vielstimmigen Konzert der Deutungen bildet die Verbindung des Lebensweges mit der religiösen Entwicklung von einer panentheistischen Schöpfungsmythik über die personale Begegnung mit dem leidenden und auferstandenen Christus bis hin zur Wahrnehmung der göttlichen Wirklichkeit in jedem Menschen einen roten Faden der Darstellung. Dom zeigt so nebenbei, daß Timmermans avant la lettre für viele aktuelle theologische Einsichten steht: Vor jeder theoretischen Grundlegung bietet seine Volksfrömmigkeit eine flandrische Version der Inkulturation, neben einen rein formelhaften, dogmatisch korrekten Glauben tritt die lebendige Erzählung, die aus der mündlichen Kultur schöpft, und gegen jede zentralistische Uniformität setzt er seine Wertschätzung des individuell-existential verantworteten Glaubensweges, ohne den Respekt vor der Tradition zu verlieren. Insgesamt ist die

Biographie von einer Empathie und unaufdringlichen Begeisterung geprägt, die nur eine jahrzehntelange Beschäftigung mit einem Autor hervorbringen kann. Dennoch spart sie die schwierigen Zeiten im Leben Timmermans nicht aus und berichtet z. B. ausführlich von seiner Isolation nach dem Zweiten Weltkrieg.

So kann man dem gut lesbaren Buch, das nur an einigen Stellen vor Begeisterung vergisst, dass nicht alle Leser ebenso vertraut mit Timmermans sind wie der Autor, viele Leser wünschen. Auf diese Weise könnte der „Poet der kleinen Dinge“ (José de Ceulaer), der „so nah bei den Menschen war“, auch heute neu gelesen werden.

*Tobias Specker*

*Vilaró, Ramón:* Dainichi. Epopeya de Francisco Javier en Japón (Colección Novela Histórica). Barcelona: Ediciones Martínez Roca 2001. 317 S., geb.

Vor 450 Jahren starb der erste große Asienmissionar der Gesellschaft Jesu, Franz Xaver, (Francisco Javier) auf einer China vorgelagerten Insel. Kurz vorher hatte er von Indien kommend über zwei Jahre lang in Japan missioniert. Zum Jubiläumsjahr ist unter zahlreichen Veröffentlichungen auch ein le-senswerter historischer Roman erschienen, der den Aufenthalt Xavers in Japan erzählerisch darstellt. Autor ist der katalanische Journalist Ramón Vilaró (\*1945), der längere Zeit als Korrespondent der spanischen Zeitung *El país* in Tokyo gearbeitet hat.

Das Buch hält sich eng an die Quellen, d.h. die Briefe, die Xaver von Japan an die Mitbrüder in Goa (Indien) oder Rom geschrieben hat. In Auszügen werden diese Briefe immer wieder wörtlich zitiert, so dass sich auch Xavers Originalversion der Ereignisse wie ein roter Faden durch den Roman zieht. Zudem stützt sich der Autor auf die einschlägigen Biographien Xavers, darunter auch das monumentale Werk von Georg Schurhammer. Der Roman verfolgt keine hagiographischen Absichten, sondern erzählt anschaulich, was aus den Quellen hervorgeht, gestaltet aber den Gang der Ereignisse und viele Alltagsgeschichten und -gespräche fiktional aus. Wenn man die Geschichte Xavers ein wenig kennt, ist man sowohl über die his-



torische Genauigkeit überrascht als auch über die narrative Umsetzung, die sowohl der europäischen Mentalität der auf Erfolg drängenden Missionare gerecht wird als auch dem japanischen Kontext.

Das in 17 Kapitel eingeteilte Buch beginnt mit einem Prolog und schließt mit einem Epilog, in denen die Verfolgung der japanischen Christen und die Ausweisung der Fremden unter der Tokugawa-Herrschaft geschildert werden, die das erste Aufblühen des Christentums in Japan beendete. Die Kapitel beginnen mit der Ankunft Franz Xavers, der im August 1549 im südlichen Kagoshima zum ersten Mal das Inselreich betrat und dabei von seinen Gefährten Cosme de Torres und Juan Fernández sowie einem Novizen und dem auf den Namen Pablo de Santa Fe getauften Japaner Yajiro begleitet wurde. Des weiteren entrollt das Buch in spannenden Episoden die mühevollen Missionsarbeit, die vor allem unter dem Mangel an Sprachkenntnissen litt. Höhepunkte der Erzählung sind die Besuche in einem Zen-Kloster und die Bekanntschaft mit dem buddhistischen Abt Ninshitsu sowie die theologischen Dialoge, die tatsächlich stattgefunden haben (Kap. 9). Eine schöne Fiktion ist die Erinnerung Xavers an einen Besuch der römischen Thermen mit Ignatius (S. 44). Weitere historische und erzählerische Höhepunkte sind die Schilderungen der Gottesdienste und der Katechesen mittels theatralischer Mittel, aber auch des täglichen Lebens. Spannend sind die politischen Begegnungen mit den feudalen Lokalfürsten (daimio) und die religiösen mit den Vertretern des Buddhismus und Shintoismus. Der Titel des Buches „Dainichi“ bezeichnet den japanischen Namen, den Xaver für Gott gebrauchte, um am Ende zu bemerken, dass er übersetzt „Große Sonne“ meint und eine Art kosmischen Buddha bezeichnet, also völlig ungeeignet war, den christlichen Gott zu bezeichnen. Daher gebraucht man fortan die lateinische Bezeichnung „Deus“. Mit der Einsicht in diesen folgenschweren Irrtum endet der Roman. Das Buch zeigt, wie spannend Geschichte erzählt werden kann, wie anschaulich die Begegnung der Kulturen und Religionen in der frühen Neuzeit sein kann und welche menschlichen, spirituellen und politischen Abenteuer die Missionstätigkeit in einer fremden Kultur mit sich bringen

kann. Der Roman ist sehr lesenswert und dürfte eine Übersetzung lohnen.

*Michael Sievernich SJ*

*Förg, Heinz-Jürgen / Scharnagl, Hermann: Glaubenskriege. Führer und Verführte. Würzburg: Echter 2001. 162 S., 48 Abb., geb., € 20,-.*

Das Stichwort „Glaubenskrieg“ steht auf der Tagesordnung. Aber wir stehen trotz allem, was darüber geschrieben wird, fassungslos und ratlos vor dem Verbrechen des 11. September und vor der Gewalt im Nahen Osten. Da kommt ein Buch sehr gelegen, das eine ganze Menge an Hintergrundinformation zu diesem Stichwort gesammelt hat. Der Überblick über die Geschichte religiös geprägter Gewalt und die exemplarischen Detailanalysen werden durchwegs mit einem wachen Sinn für die historisch-kritische Bewertung dargeboten. Die einschlägigen Passagen des Alten Testaments darf man z.B. nicht als historische Belege für religiös geprägte Gewalt bei der Landnahme des Gottesvolkes lesen. Vielmehr sind es Rückprojektionen aus der Exilszeit, als Israel zum Opfer fremder Großmächte geworden war. Sein Gott, an den es Protest und Hoffnung richtete, nahm daraufhin die Züge eines heiligen Kriegers an. Weitere Kapitel befassen sich mit den sakralen Bezügen in den Kriegen der Antike und mit der militärischen Gewalt in buddhistisch geprägten Kulturen. Ergiebiger für das Thema „heiliger Krieg“ ist dann der Islam und – in einer interessanten Wechselbeziehung dazu – das Christentum. Breit werden die Kreuzzüge behandelt. Im Bereich der Neuzeit kommen die europäischen Konfessionskriege, jedoch nicht Kolonialismus und Imperialismus vor.

Der Verlag verspricht in der Zeitungswerbung „ein Buch, um zu verstehen, was an sich unverständlich ist; um zu begreifen, was unbegreiflich ist: Kriege um des Glaubens willen“. Doch so leicht ist das Begreifen nicht. Zum Glück unterwerfen die Autoren die historischen Fakten nicht der Schablone „Wahrheitsfanatismus“. Wo es geschieht, ist es ein vereinzelter Fehler: Sie zeichnen etwa zuerst ein genaues Bild von den religiösen Hintergründen der Kreuzfahrer: die Ethik des Kriegermartyriums, die politische Religiosität der mittelalterlichen Christenheit,

der Pilgergedanke. Gerade dadurch wird aber klar, dass sich die Kreuzzüge nicht „religiös mit dem Hinweis auf die allein seligmachende Wahrheit des Christentums“ (62) rechtfertigen, weil sie eben nicht auf die Bekehrung der Muslime zielten, sondern auf eine christliche Herrschaft in der Stadt Jerusalem. Die Autoren bemühen sich um Kriterien des Fundamentalismus und durchforsten die Theologiegeschichte zum Thema Krieg. Das Buch schließt mit einem vehementen Friedensappell an die Religionen nach dem Motto: „Kein Friede unter den Nationen ohne Friede unter den Religionen“ (146). Stimmt das? Die neuzeitlichen Konfessionskriege lehren eher, dass die Institution Staat stark und autonom werden musste, um aus Staatsräson den Krieg zu beenden, ohne dass sich an den religiösen Gegensätzen etwas geändert hätte. Das historische Material spricht auch nicht gerade dafür, „dass die Feindesliebe ihrem [der Menschen] Wesen entspricht“ (148), sondern eher für die erbösliche Verfassung der Menschheit.

Positiv darf die leserfreundliche Aufmachung vermerkt werden: Die einzelnen Abschnitte sind kurz, in Randnotizen thesenartig zusammengefasst, das Druckbild übersichtlich und durch viele Bilder aufgelockert, besondere Blöcke grau unterlegt oder durch Spiegelstriche gekennzeichnet, ausführliche Originalzitate und ein Interview in den Text eingestreut. Doch gerade mit den Bildern ist es eine heikle Sache. Die Photos auf den letzten Seiten sind „selbstredend“ und „bedürfen keiner längeren Kommentierung“ (151). Sie sollen zum Frieden ermutigen. Das ist gut gemeint, aber ziemlich naiv, nachdem das ganze Buch zuvor mit Propagandabildern illustriert war. Viel von der anfänglichen Ratlosigkeit bleibt bis zum Ende.

*Franz Joseph Baur*

*Hundertmark, Peter:* Gott in allen Dingen suchen. Geistliche Übungen für ein ganzes Jahr. Leipzig: St. Benno Verlag 2001. 112 S., geb., € 12,50.

Nach einem knappen Vorwort bietet der Autor für die 52 Wochen eines Jahres jeweils eine Doppelseite mit Anregungen für geistliche Übungen. Außer einigen Hinweisen zur Thematik und Fragestellung der Woche

schlägt er zwei Übungen vor, die man jeweils an mehreren Tagen machen soll. Ergänzend stellt er ein kurzes Schriftwort oder ein Wort eines geistlichen Meisters und einen Psalm vor. Die inhaltliche Abfolge der Übungen richtet sich im Wesentlichen nach dem Exerzitienweg des Ignatius von Loyola, aufgeteilt auf ein Jahr. Bisweilen erklärt Hundertmark dem Leser geistliche Vollzüge, beispielsweise mit Hilfe der ignatianischen „Unterscheidung der Geister“.

Hundertmark empfiehlt hauptsächlich sehr einfache Übungen der Wahrnehmung, des Empfindens, der Phantasie, des Betens. Mit konkreten Erfahrungen des Tages soll man in kleinen Schritten auf Gott aufmerksam werden. Die Natur, der Leib, menschliche Beziehungen, Bilder werden einbezogen. Die Übungen sind nicht streng einer einzelnen „Exerzitien-schule“ zuzuordnen, sondern sie greifen verschiedene Ansätze auf. Praktische Tips für den konkreten Vollzug nehmen die Schwierigkeiten des alltäglichen Betens ernst. Man kann den Weg alleine gehen oder zu mehreren, im regelmäßigen Austausch. Begleitende Gespräche mit einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin werden mehrfach empfohlen, sind aber nicht Bedingung.

Der große Vorzug des Buches ist seine Knappheit: Der Leser wird nicht mit „Material“ oder theologischer Theorie erschlagen, sondern in einfacher, verständlicher und schöner Sprache zum geistlichen Vollzug angeregt. Zwei Seiten Lektüre und zwei verschiedene Übungen pro Woche, das ist für jeden machbar. Auch wenn die tägliche Übung einmal ausfällt oder man sich sonst schwer tut, man wird nicht moralisierend zum sturen Durchhalten ermahnt, sondern man fühlt sich in den Schwierigkeiten angenommen und erhält Hilfe. Die Konkretheit und die große Variationsbreite der Übungen lassen das Beten auch für hartnäckige Betmuffel lebendig werden.

Nun ist die Stärke des Buches natürlich auch eine Schwäche: Für Benutzer, die tiefer eindringen wollen, erweisen sich die Hinweise bald als recht knapp. Wer konkrete persönliche Fragen einbringt, etwa massive Belastungen oder Entscheidungssituationen, findet in einem solchen notwendig allgemein gehaltenen Leitfaden nicht die nötige spezifische Hilfe. Exerzitien Erfahrungen, die

mehr „ans Eingemachte“ gehen, kommen kaum vor. Auf solche Einwände muß man jedoch erwidern: Dafür gibt es genügend andere Bücher! Hundertmarks Werk ist für den anfanghaft tastenden Gottsucher ein mehr als empfehlenswertes Exerzitienbüchlein für den Alltag.

*Stefan Kiechle SJ*

*Roentgen, Markus: 52 Wochen ein ganzer Mann. Zugänge zur männlichen Lebensmitte. Münster: Aschendorff Verlag 2001. 216 S., kart., € 10,20*

52 szenische Darstellungen erschließen die Welt von Männern, die nach außen geregelt, souverän beherrscht, geglückt erscheint, näher besehen aber oft Unsicheres, Groteskes, manchmal Bedrohliches an sich hat und wie von selbst in Bedürftigkeit nach Beziehung, Sinn, Gebet, Gott aufbricht. Verschiedene Episoden werden in kurzen Erzählungen unter die Lupe genommen und meisterhaft nachgezeichnet. Was daran bemerkenswert ist und Aufmerksamkeit verdient, wird ohne Interpretation und Bewertung als etwas herausgearbeitet, was die Personen der Erzählung selbst verblüfft und berührt hat. Diese frei lassenden und diskreten Schilderungen vermögen den Leser anzuregen, im Spiegel der Erzählungen sich und seine Welt anzuschauen, selbst wenn da und dort der Eindruck entsteht, man habe einen verdeutlichenden Rasierspiegel in die Hand gedrückt bekommen.

Unter den Männern von nebenan und heute trifft der Leser auch mit geeichten Männern der biblischen Welt, der Kirchengeschichte, mit Kirchen-Männern, zusammen: Petrus und Andreas, Ignatius von Loyola und Philipp Neri, der Vater des fall-süchtigen Jungen und Nikolaus Gross. In der Erörterung der Fragen, die das Leben aufwirft, geschieht immer wieder der Rückgriff auf Modellhaftes und Weiterführendes in der Bibel.

Der Autor hatte die Chance, diese Szenen, ehe er sie verfremdend niederschrieb, als Seelsorger begleiten zu dürfen, Zeuge dessen zu sein, wie in Turbulenzen menschlicher Schicksale „Kraft aus der Höhe“ ins Leben einfällt und Neues erschließt. Die Freude am Erlebten lässt es den Autor mit Sorgfalt niederschreiben, damit Leser im ei-

genen Leben jene „Orte“ aufspüren, an denen Einbruch von Gottes Geist für sie geschieht.

So sehr die einzelnen Episoden in sich sinnvoll sind, ist doch der Horizont, in den sie hineingestellt werden, abzuschreiten, wenn ihre ganze Tragweite deutlich werden soll. Das geschieht in den letzten Abschnitten des Buches: Dank einer vertieft gelebten Zuwendung und Zärtlichkeit, als deren Maß das Hohe Lied gewählt wird, ist eine Männlichkeit zu erhoffen, „die solcherart lebendiger und gänzlicher sich zeigen könnte: Nehmend und sanft, empfangend und stark, gebend und schwach, lassend und lustvoll zugleich“ (200). Wer in der Lektüre von S. 204 die Kopfzeile zum Text hinzunimmt, erhält überraschend eine Anregung zum Umgang mit dem Wechselspiel von Mann und Frau. In der alles umspannenden Begegnung während der Radtour kommen Vater und Sohn mit jedem Tritt in die Pedale ihrem Wesen näher, bis sie sich im Schatten eines Domes in der Mitte zwischen Oben und Unten finden. Das würde dem Mann doch gut anstehen, sich als Wesen erhabener Würde und bedürftiger Gebrechlichkeit anzunehmen! „Die Mitte findet sich nicht so leicht. Sie gibt sich als Lieben.“ (206) Der Horizont dieser Szenen ist erst mit der letzten vollends gezeigt: Männern wird zugemutet, „sich selbst als Ganzer verantworten und tragen zu müssen“, ... „nur eine Chance im Leben zu haben, einzig zu sein, endlich, sterblich-endlich, gebannt in einen Zeitraum lächerlicher Jahre“ (211). Wer wissen will, was das konkret heißen könnte, mag eine Seite zurückblättern und im letzten Brief von Nikolaus Gross an einem Satz hängen bleiben: „Wenn Gott es so will, dass ich nicht mehr bei Euch sein soll, dann hat er auch für Euch eine Hilfe bereit, die ohne mich wirkt.“

Der Autor hält, was er im Untertitel verspricht: Indem er Männerleben Zug um Zug taktvoll und mit einem ausgesprochenen Interesse an deren transzendenter Dimension beschreibt, ohne sie zu Fallbeispielen zu machen, die eines Tages ausgewertet werden, eröffnet er in der Tat Zugänge zu jener männlichen Lebensmitte, die immer auch über sich hinausweist.

*Andreas Falkner SJ*



*Gertrud von Helfta: Exercitia Spiritualia* – Geistliche Übungen, Lateinisch – Deutsch. Hrsg., übers. u. kom. von Siegfried Ringler. Elberfeld: Humberg 2001. 397 S., 9 Abb., geb., € 27,50.

Die Mystikerin Gertrud von Helfta (1256-1302) wurde in der neuzeitlichen Rezeptionsgeschichte vorrangig von ihrem fünfbandigen Werk „*Legatus Divinae Pietatis*“ her verstanden. Ihre Schrift „*Exercitia Spiritualia*“ galt vielfach als ein ‚frommes‘ Nebenwerk und fand vor allem Wertschätzung als ein Leitfaden innerer Betrachtung und opferbereiter Herzensfrömmigkeit. So zogen die *Exercitia* wegen ihrer Ästhetik z.B. den Gründungsabt von Beuron, Maurus Wolter, aber auch den ehemaligen Avantgardekünstler, Jan Verkade, in ihren Bann, die jeweils Übersetzungen nach den lateinischen Ausgabe, die die Abtei Solesmes 1875 vorgelegt hatte, anfertigten. Sicher liegt ein Grund für die geringe Beachtung, die die *Exercitia* in der Theologie des deutschen Sprachraums fanden, z.T. in der lyrischen Tendenz dieser Übertragungen. Der Germanist und Altphilologe Siegfried Ringler hat nun eine Übersetzung vorgelegt, in der er die souveräne und hochpoetische Sprachbehandlung sowie die außerordentliche theologische Kompetenz der Helftaer Ordensfrau wirksam werden lässt. Auf der Grundlage eines akribischen Quellenvergleichs ediert Ringler einen an wesentlichen Punkten verbesserten Text. In seiner Skizze der Editions-geschichte der „Geistlichen Übungen“ kann er aufzeigen, daß bereits der erste Druck von 1536 von einer Bewunderung für die literarische und denkerische Autorität Gertruds und dem Wunsch nach einer ‚reformierten‘ Spiritualität getragen war. Den Abschluß bildet ein umfangreicher Kommentar, der dem interessierten Leser detaillierte Informationen und weitreichende Bezüge eröffnet. Ein Verzeichnis der Bibelstellen sowie ein umfangreiches Namens- und Sachregister erleichtern Textvergleiche und die wissenschaftliche Nutzung der ‚*Exercitia*‘.

Besondere Beachtung unter spiritueller Hinsicht verdient der Übersetzungstext. Ringler gelingt es, die Struktur des kunstvollen Lateins in das Deutsche zu projizieren, ohne der Gefahr einer glättenden Sprachüberformung zu erliegen. So übersetzt er den

von der Mystikerin sehr häufig genutzten Terminus „*amor deus*“ konsequent mit der Formel „Gott-Liebe“, wodurch die johanneische Ins-Einssetzung von Liebe und Gott bereits auf der Literarebene zum Tragen kommt (1 Joh 4,8). Gertrud von Helfta verwendet die trinitarischen Personenbezeichnungen selten, denn für sie ist „*amor deus*“ der eigentliche Gottesname. Rhythmus, Stil und Konstruktion des lateinischen Werkes bleiben nach Möglichkeit in den deutschen Formulierungen erhalten, die sich infolgedessen durch Fragilität, bisweilen durch Sprödigkeit auszeichnen. Der geistliche Gewinn des einführenden Nach-Lesens liegt in der authentischen Begegnung mit der tiefen und gelehrten Frömmigkeit der Mystikerin.

Gertrud von Helfta teilt den geistlichen Übungsweg in sieben Schritte ein, die sich jeweils in Betrachtungen und Gebete strukturieren. S. Ringler gibt dem Leser ein gute Verstehenshilfe an die Hand, in dem er die Analogie des spirituellen Entwurfes mit der Konzeption gotischer Baukunst aufzeigt. Diese Schematisierung verschafft einen Überblick über den Exerzitienweg, der schließlich in einem Schlussstein bzw. einem Urwort endet: „*amor deus*“. Die neue Übersetzung der *Exercitia* wird Lesern mit unterschiedlichen Interessenlagen gerecht, da sie eine wichtige Quelle mystischer Theologie kenntnisreich, unpräzise und sorgsam freilegt.

Michael Bangert

*Thiede, Werner:* Wer ist der kosmische Christus? Karriere und Bedeutungswandel einer modernen Metapher. (Kirche – Konfession – Religion Bd. 44) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2001, 514 S., kart., € 62,00.

Den „gigantischen, blendenden und schillernden Begriff des ‚kosmischen Christus‘“, den Thiede in einem sehr speziellen Sinn als „Metapher“ auffasst, verwendete erstmals die Theosophin Annie Besant zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es inspirierte in den letzten 20 Jahren mehrere Autoren esoterischer und kirchlicher Herkunft, wurde jedoch von der systematischen Theologie kaum aufgegriffen. In seiner in Erlangen eingereichten Habilitationsschrift will Thiede diese Lücke schließen. In einem 1. Teil vergewissert er

sich seiner Kriterien für eine Beurteilung der verschiedenen Auffassungen, wobei er sich besonders mit Paul Tillich auseinandersetzt. Sein Versuch, die „Metapher des kosmischen Christus“ im Spannungsfeld des heteronomen, autonomen und theonomen Paradigmas der Beziehung von Gott und Mensch/Welt zu beleuchten, diese Beziehung in einer theologischen, d.h. nicht-metaphysischen Ontologie „pansyntheistisch“ zu verstehen, bei alldem die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium zu berücksichtigen und den Kolosserbrief „mit exegetischem Tiefenblick“ zu sehen, ist allerdings so abstrakt und insiderhaft formuliert, dass er sich wohl nur Lesern erschließen dürfte, die an mehreren Seminaren des Vf. teilgenommen haben.

Ganz anders der doppelt so lange 2. Teil, in dem Thiede mit eingehenden Textbelegen das völlig unbiblische kosmisch-spirituelle „Christus“-Verständnis von Helena Blavatsky, die Begriffsschöpfung „der kosmische Christus“ ihrer Schülerin Annie Besant sowie deren Uminterpretation durch Rudolf Steiner schildert. Dem folgen Ausführungen zur weiteren Entfaltung des Begriffs „kosmischer Christus“ in der von Steiner geprägten Christengemeinschaft, bei den Theosophen Alice Ann Bailey und Violet Tweedale sowie einigen New-Age-Esoterikern nach 1965. Diese Vertreter und Quellen außerkirchlicher Spiritualität werden überaus sorgfältig interpretiert, so dass der 2. Teil als Nachschlagewerk für diese Thematik gelten kann. Thiede erinnert auch mehrmals daran, wie die esoterischen Visionen, trotz ihrer theologischen Unhaltbarkeit, Verengungen in den Kirchen – etwa die Reduktion der Christologie auf eine „Jesulogie“ oder der Spiritualität auf eine akosmische Ich-Du-Beziehung zu Gott – produktiv in Frage stellen.

In einem 3. Teil fragt Thiede schließlich nach dem Ort und Sinn der Rede vom „kosmischen Christus“ in der modernen Theologie, zumal in religionstheologischer Perspektive. Als Beispiel exklusivistischen Denkens stellt er Pierre Teilhard de Chardin dar; die inklusivistische Variante zeigt er in Texten von George B. Stevens (1905) bis Andreas Rössler (1900) auf, während er die pluralistische Sicht bei Raimondo Pannikar, Matthew Fox und anderen illustriert und die Stärken und Probleme aller drei Positionen herausar-

beitet. In einem letzten Kapitel skizziert er die einzige ausführliche Abhandlung eines evangelischen Systematikers zum Thema „Der Weg Jesu Christi“ (1989). Auf die evolutive Christologie Karl Rahners, die die poetische Formel vom „kosmischen Christus“ nicht verwendet, dafür aber konsequent metaphysisch denkt, geht Thiede nicht ein. Er findet bei Moltmann die richtige Beziehung zwischen kosmischem Christus und Tod und Auferstehung Jesu und damit die Kriterien für eine „kosmische christologia crucis.“ Rückblickend stellt er erfreut fest, dass mit dem Begriff des „kosmischen Christus“ ein zunächst außerchristlich geprägtes Motiv durch „Spiritualisierungsbewegungen“ in die Theologie heimgekehrt ist, nachdem diese lange von „Säkularisierungsströmen“ beeinflusst wurde. Nun, dass wir angesichts der Säkularisierung eine zeitgemäße Schöpfungsspiritualität brauchen, die den Glauben an Christus integriert, steht wohl außer Zweifel, ob es aber viel bringt, dabei metaphysisches Denken durch die Formel vom „kosmischen Christus“ zu ersetzen, darf man auch nach dieser Abhandlung bezweifeln.

*Bernhard Grom SJ*

*Beinert, Wolfgang:* Tod und jenseits des Todes. Regensburg: Pustet 2000 (Topos plus 355). 148 S., kart., € 8,90.

„Gott ist das ‚letzte Ding‘ des Geschöpfs. – Er ist als Gewonnener Himmel, als Verlorener Hölle, als Prüfender Gericht, als Reinigender Fegfeuer“ (H. U. v. Balthasar). Diese personale Sicht der Eschata ist seit über 40 Jahren Allgemeingut katholischer Eschatologie. Gegenwärtig werden die vielen „Letzten Dinge“ bzw. der „Eine Letzte“, nämlich Christus, vor allem auch mit der Frage nach der eschatologischen Vollendung der Schöpfung verbunden. Nicht zuletzt stellt sich die Frage nach der Deutung des Todes: „Weil der Tod durch der Liebe Tod verwandelt worden ist, ... [steht] am Ende, auch an jenem, das der Tod ist, [...] fröhliche Hoffnung“ (135). Die Hoffnungsaussagen der Eschatologie zu bedenken, ist die Absicht, die Beinert mit seinem kleinen „Hand-Büchlein“ verfolgt.

Das Buch ist aus der Erwachsenenbildung entstanden und für sie bestimmt. Es liefert den

Studierenden der Theologie einen umfassenden Einblick in die Theologie des Todes und die Vollendung des menschlichen Lebens. Ein besonderer Vorzug dieses Buches besteht darin, dass es die Thematik in aller Kürze und Prägnanz dem Leser vorstellt. In gleicher Weise gilt dies von dem unlängst erschienenen Buch „Maria. Spiegel der Erwartungen Gottes und der Menschen“ (2001).

In fünf Abschnitten – „Das Problem“, „Der Tod“, „Jenseits des Todes. Die Ausfaltung der Auferstehungslehre in der christlichen Geschichte“, „Das Ziel der Hoffnung“ und „Der Liebe Tod: Der liebe Tod. Lebensimpulse aus der christlichen Eschatologie“ – geht der seit 1998 emeritierte Regensburger Dogmatiker das Thema „Tod und jenseits des Todes“ an. Seine Ausführungen sind durch viele Schemata und Übersichten ergänzt. Zentrale Begriffe, wie z. B. Ablass, Gericht, Limbus (Vorhölle) oder Purgatorium (Fegfeuer), werden in dem „Kleinen Wörterbuch“ auf den letzten Seiten (139ff) erklärt. Beinert stellt die theologische Thematik auch in den Kontext von Liturgie, Dichtung und Kunst sowie des alltäglichen Lebens. Der Autor möchte kein neues Handbuch der Eschatologie vorlegen. Er greift in seinen Darlegungen die aktuellen Themen der theologischen Dispute auf, nämlich die Frage nach der Unsterblichkeit des Menschen und nach der Auferweckung der Toten, nach der Deutung des Todes als einer Folge der Sünde, nach der Apokatastasis (endzeitliche Wiederherstellung / Allversöhnung), die Frage nach einem Zwischenzustand u. a. m.

Die pastorale Relevanz der Fragestellung wird besonders deutlich im Hinweis des Autors auf die persönliche „Einübung ins Sterben“ (ars moriendi). Statt den Tod zu verdrängen, findet der Mensch im Glauben die Zuversicht, dem Tod ins Auge schauen, ist er doch „nicht nur der Sünde Sold und der Endpunkt der irdischen Existenz, sondern auch der Übergang zu Gott“ (81). In seinen Ausführungen über die Theologie der Hoffnung nennt Beinert acht hermeneutische Kriterien für die „Jenseits-Rede“ (92–96). Eigens bedenkt er den Sinn des Gebetes für die Verstorbenen (103f). „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen“ – dieser Wahrheit hat sich jeder Glaubende zu stellen. Aber ihm gilt auch die Verheißung: „Mitten wir im Tod sind mit dem Leben umfängen“.

Johannes Schelhas

*Warum? Susana Polacs Kreuzweg.* Texte von Martin Kopp. Fotos von David Schildknecht und Philipp Schürmann. Zürich: NZN 2001. 74 S.; mit 17 großformativen, vierfarbigen Fotos und 20 Schwarzweissfotos, sFr. 28,00

Gibt es Antworten auf die schmerzliche Frage: Warum? Der Kreuzweg von Susana Polac, der 1995 in der Pfarrkirche Sankt Marien zu Wädenswil eingerichtet worden ist, gibt dem Warum? bildhaften Ausdruck. Es war das letzte Werk der Künstlerin, die zur Zeit des Schaffens an diesem Kreuzweg bereits unheilbar erkrankt war. Zugleich aber wird das Warum? auf den Weg zur Auferstehung geführt – auch wenn die Künstlerin die fünfzehnte Station für die Kirche in Wädenswil nicht mehr schaffen konnte. „Auferstehung schaffen wir nicht; sie ist die Vollenendung, vollendetes Geschenk von Gott. Sie ist die Überraschung des Lebens schlechthin“ (70). Obwohl die Künstlerin Figuren des Auferstandenen geschaffen hatte, liess sie selbst sich auf ihrem Weg durch den Tod zur Auferstehung durch den Auferstandenen von Grünewald begleiten, auf den nun auch der Kreuzweg in Wädenswil zuläuft.

Der vorliegende Bildband führt in einem Vorspann in die Biographie der Künstlerin und in die Entstehungsgeschichte des Kreuzweges ein. Darauf folgen auf je zwei Doppelseiten die Kreuzwegstationen. Vorgelegt sind jeweils die einschlägigen Bibelstellen; es folgt eine kleine Schwarz-Weiß-Abbildung der Plastik aus der Kirche in Wädenswil, begleitet von einem Text, der sachliche Hinführungen zu den Stationen samt deren geschichtlichen Hintergrund mit dem Geleit zu den Kreuzwegstationen von Susana Polac verbindet. Die beiden folgenden Seiten lassen die Stationen dann noch einmal in einem zweiten Sinn naherücken. Vor den Augen stehen Detailaufnahmen der Plastiken in beeindruckenden Perspektiven, beleitet von einem Text, der nun die Betrachtenden unmittelbar einbezieht in eine betende Meditation des Dargestellten.

Den Fotografen gebührt höchste Anerkennung insbesondere für die buchstäblich eindrücklichen Detailaufnahmen, die sich durch unerwartete Perspektiven einprägen. Wer den Kreuzweg in Wädenswil selbst besucht, wird betroffen sein durch die direkte Bege-

nung mit den Skulpturen, die ein Foto natürlich nur begrenzt nahe bringen kann. Und doch wird man auch nach (oder bei) einem Besuch gerne auf die von David Schildknecht und Philipp Schürmann geschaffenen Fotos zurückkommen und sich von ihren Augen helfen lassen, den Kreuzweg intensiver wahrzunehmen.

Dem Textautor Martin Kopp ist für eine sehr behutsame Begleitung zu danken. Die Bilder werden nicht zerredet, es wird von der eigenen Betrachtung nicht dispensiert, sondern gerade dazu hingeführt. Die meditierend betenden Texte verlangen nach stillen Verweilen.

*Eva-Maria Faber*

## In Geist und Leben 4–2002 schrieben:

*Corona Bamberg OSB*, geb. 1921, Dr. phil., Benediktinerin, Schriftstellerei, Vortragstätigkeit, Exerzitien, geistl. Begleitung. – Spiritualität, christliche und nichtchristliche Mystik, Anthropologie.

*Johannes Bunkenberg OP*, geb. 1957, Dr. theol., Dominikanerpater, Leiter des Las Casas Hauses in Braunschweig, Gemeindegarbeit. – Fundamentaltheologie, Spiritualität, Mystik, Lyrik.

*Rafael Capurro*, geb. 1945, verh., Dr. phil. habil., Professor für Informationswissenschaft und Informationsethik an der FH Stuttgart. – Hermeneutik, Praktische Philosophie, Bioethik.

*Elisabeth Hense*, geb. 1957, verh., Drs. (niederl.), Theologin, wissenschaftl. Mitarbeiterin am Institut für Spiritualität in Münster und am Titus-Brandsma-Institut in Nijmegen. – Mystik.

*Ludwig Mödl*, geb. 1938, Dr. theol., Professor für Pastoraltheologie und Homiletik in München. – Theologie und Kunst, Predigt, Kasualienseelsorge, Pastoral der „niederschweligen Angebote“.

*Klaus Scholtissek*, geb. 1962, Dr. theol., Professor, Studiendekan im Theologischen Studienjahr der Abtei Hagia Maria Sion in Jerusalem, Privatdozent in Würzburg. – NT, Biblische Theologie.

*Johannes Maria Steinke SJ*, geb. 1974, Jesuit, Student der Philosophie. – Hörfunk, Naturwissenschaftliche Grenzfragen, Naturphilosophie.

*Joachim Wanke*, geb. 1941, Dr. theol., Bischof von Erfurt, Pastoralkommission der DBK, Arbeitsgemeinschaft Christl. Kirchen in Deutschland. – Biblische Theologie, Chormusik, Wandern.

*Fridolin Wechsler*, geb. 1941, Dr. theol., Dozent für Dogmatik und Liturgik am Katechetischen Institut der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.